

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Nun ist fast nichts im Leben ganz schlecht, ganz heillos, ganz verworfen; in einer Nacht von Irrtum glimmt oft ein Fünkchen Wahrheit, aus einem Schutthaufen leuchtet ein Edelstein, und wenn die schwachen Mauern eines Schlosses zerbröckeln und zerfallen, steht schließlich ein starker Turm noch sieghaft inmitten der Verwüstung. Der schwärmerische Glanz der Sonnenfahne Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist erloschen; die Leuchtkraft der Freiheit ist unzerstörbar. Der freie Germane, der freie Franke: Was das ist, kann und darf man nicht mit gelehrten Worten umschreiben. Der freie Mann — läßt am Morgen vielleicht Stallbunger auf seinen Wagen; am Abend erscheint er im dunklen Anzug und mit sauberer Wäsche zu einem Vortrag, und, wohlgemerkt, er legt weder zu jenem Geschäft Manschetten an, noch findet er sich hier in schlampiger Kleidung ein. In dem freien Mann lebt das Bewußtsein, daß er mit den übrigen Freien die Kraft des Volkes und der Erbe des Volksgutes ist; daher ist ihm der Dienst an Staat und Volksgemeinschaft ebenso sehr eine innere Selbstverständlichkeit, wie ein Familienhaupt keiner Belehrung und keiner Begründung dafür bedarf, daß er für die Seinigen einzustehen hat. Der freie Mann tritt, wie einst der westfälische Dorfschulze bei Zimmermann, jedem Großen der Erde so gegenüber wie jener einem Prinzen: „Du bist der, und ich bin der.“ Denn in der Seele des freien Mannes gibt es kein Minderwertigkeitsgefühl; neben keinem verachtet er sich. Und hier liegt nun die dritte Gefahr falscher Auswertung des Rassegedankens: Daß wissenschaftliche Feststellungen über die Rassenverhältnisse innerhalb eines Volkes, innerhalb unseres Volkes, von Unberufenen so ausgewertet werden, daß sie Minderwertigkeitsgefühle hervorrufen und die Erziehung zum freien Menschen beeinträchtigen. Ich habe, was diesen Punkt anlangt, schon vor langen Jahren alles vorausgesehen. Ich habe auch vorausgesehen, daß — wie unterdessen ein Berufener mitgeteilt hat — eines Tages eine alberne Gans vor einer Behörde erscheinen und „wegen östlicher Überlagerung“ den Antrag auf ihre Entkeimung stellen würde. — Unbeschadet der planmäßigen Bemühungen des Staates um die Erbgesundheit unseres Volkes und neben ihnen her muß die Erziehung zum freien Mann, der einzigen Grundlage eines dauernden Staatsgebildes, allen Rassebestandteilen des deutschen Volkes zuteil werden. Die offene oder verkappte Ausschaltung auch nur eines dieser Rassebestandteile wäre gegen den Geist der Volksgemeinschaft.

Die allererste Grundlage dieser Erkenntnisse und dieser Seelenhaltung legte für mich das Elternhaus und seine Umwelt. War diese Erziehung im guten, ja im besten Sinn des Wortes „demokratisch“, vollstümlich, so gab es doch ganz bestimmte Schranken, die zu überschreiten uns streng verboten war. Diese Schranken schlossen uns Kinder von den „ordinären“ Leuten ab, und das waren nicht die Armen („die armen Teufel, die armen Schwarten“), sondern die unordentlichen Armen mit schlampigem Haushalt, stofflicher Gefinnung und zweifelhaften Grundsätzen. Wenn sich solche Leute hinten im Ziegelhof mit ungeheurem Stimmaufwand zankten — um bald nachher wieder schmalzgut zu sein — dann mußten wir Kinder vom Hof verschwinden und die Schiebeläden des oberen Hausgangs

wurden geschlossen, damit kein häßliches Wort unsere Kinderseelen beslecke. Auch gaben die Eltern uns die kluge Lebensregel, daß wir uns nie zu der Möglichkeit drängen sollten, als Zeuge vor Gericht stehen zu müssen. Was uns von jenen Menschen trennte, wurde mir stets ganz klar, wenn ein Zufall uns in eine ihrer Wohnungen verschlug. Ich brauchte nur den gräßlich zerhackten Brotlaib, der mit der gewölbten Seite auf dem Tische lag, zu sehen. Denn bei uns daheim lebte ein Begriff, der für mich das wertvollste Erbgut des Elternhauses ist, der Begriff heilig. Dieser Begriff hatte wenig mit dem kirchlichen Begriff des heiligmäßigen Lebenswandels zu tun; seine Quelle strömte anderswoher. Wir Kinder lernten und empfanden Ehrfurcht vor Wesen und Dingen, die für andere keine Gegenstände der Ehrfurcht waren. Die Bienenlein, so hörten wir, sind heilig; ihnen darf man nichts Böses antun. Der Brotlaib auf dem Tisch war heilig; er mußte stets gerade geschnitten werden, die Schnittfläche durfte nicht zum Fenster oder zur Thür hinausschauen, und dieses Gebot an sich war mir wesentlicher als eine gelegentlich dafür gegebene vernünftige Erklärung. Brosamen auf den Boden zu werfen, vom Tischtuch weg zum Fenster hinauszustäuben war Sünde und Frevel; sie mußten verbrannt werden. Damals begriff ich schon: Ein Proletarier im üblen Sinn des Wortes ist ein Mensch, der das Brot nicht achtet. Und erst jene uralten Bräuche, die wir die Eltern üben sahen und selbst übten! Das Pfeffern am Tag der Unschuldigen Kindlein, dieses Streichen mit der Lebensrute, das von der Mutter und den Schwestern und allen weiblichen Hausgenossen gewünscht und erwartet wurde! Und das Anschreiben von C + M + B mit geweihter Kreide an alle Türen von Wohnung, Stall und Scheune am Dreikönigstag! Wenn ich da als kleiner Kerl hinter meiner Mutter dreinging, mit einem seltsam hänglichen und doch auch wohligen Gefühl an ihrer Schürze mich haltend — dann, o köstlichste aller Erinnerungen! dann stand ich an der wunderbar gemeinsamen Quelle der Religion und der Poesie, des Glaubens und der Kunst.

Denn aus der Furcht stammen sie beide, ohne Furcht sind beide zum Vertrocknen, zum Erlöschen verurteilt. Da man in Hinsicht auf die Religion von Dämonenfurcht (deisidaimonia) und Gottesfurcht als von bestimmten, allgemein bekannten Begriffen spricht, da Gottesfurcht als Anfang der Weisheit gilt, brauche ich über die Furcht als Quelle der Religion mich hier nicht auszulassen. Aber dem unkünstlerischen, dem undichterischen Menschen müßte man doch vielleicht sagen, daß ein wirkliches Kunstwerk, ein wirkliches Gedicht gar nicht zustandekommen kann, wenn nicht der Künstler, der Dichter zuvor irgendwie und für irgend etwas Furcht empfunden hat: Furcht vor den andringenden Gestalten der eigenen Einbildungskraft, Furcht vor erhabener menschlicher Größe; Furcht vor dem zermalmenden Schritt des Schicksals, Furcht vor drohendem Verlust des Liebsten; Furcht vor dem Unsichtbaren, das aus dem Rauschen des Winds, dem Säuseln der Blätter spricht. Das ist freilich nicht die Furcht vor Strafe, die Furcht vor Galgen und Fallbeil, vor Hölle und Fegfeuer, vor den Folgen eigener Dummheit oder Missetat, sondern die Furcht vor dem Geheimnisvollen, Übergewaltigen, jene Furcht, die allein in Ehrfurcht sich zu wandeln vermag. „Kindliche Schauer treu in der Brust“ sind es, mit Worten des größten Dichters, der für alles den vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Mögen darum Religion und Kunst sich scheinbar oft weit voneinander entfernen: ihre innere Verwandtschaft ist außerordent-

lich nah, und daher denn auch die ungeheure, die überwältigende Wirkung, wenn die Schwestern sich zur Liebesfeier des Höchsten vereinigen! Was soll man dazu sagen, daß jemand über Feliz Baumhauers Kreuzwegbilder im Dom zu Bamberg, die im Jahre 1923 aufgehängt wurden, schreiben konnte, „daß diese Malerei ihrem Quell nach gottlos, daß ihre Frömmigkeit nicht heilig, sondern hysterisch“ sei! Es ist die alte Erfahrung: Jemand spricht oder schreibt stunden-, seitenlang sehr klug, sehr gelehrt über Gott und die Welt, über Wissenschaft und Kunst; und schließlich ver-
rät er durch eine einzige Bemerkung, daß er noch in den Vorhöfen oder gar noch außerhalb der Hofmauer des Heiligtums steht, über das er schöne, hochgelehrte Worte gefunden hat. Die Kunst ist gerade ihrem Quell nach niemals gottlos, denn ihr Quell ist auch der Quell der Religion; und, fügen wir hinzu, sie ist die gottähnlichste Gabe und Betätigung des Menschen, denn sie ist die im eigentlichen Sinne schöpferische.

Ich stand aber in meinem Vaterhaus nicht nur an den Ursprüngen der Religion überhaupt, sondern auch und ganz besonders an den Quellen der volkstümlichen Religion. Was ist das? Nach landläufiger Ansicht waren wir einst heidnisch und sind wir jetzt christlich. Wir glauben, das Christentum habe längst unser ganzes Volk durchdrungen; Strömungen, Bewegungen, die christentumsfeindlich sind oder scheinen, werden als modernes Heidentum bezeichnet. Doch das sind zum Teil unzulängliche Meinungen. Wir sprechen vom „Christlichen Volk“, Zeitschriften führten einst Titel wie „Der christliche Bauer“. Ist das Volk wirklich christlich? Wieso ist es christlich? Ich halte es, auf Grund vieljähriger Forschungen und Erfahrungen, für meine Pflicht, vor allem die angehenden Ränder der christlichen Lehre hier vor einer falschen Voraussetzung zu warnen und damit vor einer Enttäuschung zu bewahren. Es gibt in Deutschland zwei Religionen neben- oder auch übereinander: Die vorgermanisch-germanische und die jüdisch-christliche. Daß ich jüdisch und christlich hier in einen Begriff zusammenfasse, darf nicht erschrecken: Ich nenne so, behelfsmäßig, jene durch den Eingottglauben und die zehn Gebote gekennzeichnete Weltanschauung, in deren zwei Wortbestandteilen ihre Grundlage und ihre Erfüllung zugleich ausgedrückt ist und die als fremd und neu, wie aus einer anderen Welt, vor rund 1500 Jahren in den Gesichtskreis der Germanen trat. Diese Religion und Weltanschauung, in ihrer Grundlage von einer kleinen Gruppe der Menschheit, den Juden, bis heute erhalten, gewann die Herrschaft, wurde die große, die sozusagen amtliche (offizielle) Religion der Germanen. Hat sie die vorgermanisch-germanische verdrängt? Nicht völlig; nur zurückgedrängt, nur gewaltig übertönt, nur in Schlupfwinkel getrieben — oder mit welchem Bild nur immer man dies ausdrücken will. Der große, mächtig und herrlich daherflutende Strom hat noch eine verborgene Unterströmung, und damit meine ich wahrhaftig nicht die belustigenden Liebeserklärungen einzelner Altertümler an Wotan und seinen Dunsfreis, oder etwa die abgeschmackten Sonnenwendfeuersprüche des liberalen 19. Jahrhunderts. Vor mir liegt die neueste Lieferung eines großangelegten Werkes, des „Handwörterbuches des deutschen Aberglaubens“. Das ist's! Das ist's! Der deutsche Aberglaube ist die Unterströmung der deutschen Religion. Wir müssen hier dem Wort Aberglaube die Verurteilung, die in ihm liegt, nehmen, um es wissenschaftlich, volks- und völkerkundlich zu betrachten. Jede höhere Religion bezeichnet die Vorstellungen der niederen als „abergläubisch“. Aberglaube, superstitiones,

nannte der gebildete Römer Tacitus die religiösen Vorstellungen „barbarischer“ Völker; und das Christentum wieder ließ des Römers Vorstellungen als Aberglauben erscheinen. „Aberglaube“, das sind die Anschauungen und die geheimen Kalthandlungen des deutschen Volksglaubens; sie werden von vielen Menschen immer noch mit einem Gemisch von Bewußtheit und Unbewußtheit, von heimlichem Vertuschen und tückischem Troß festgehalten und geübt; sie sind der Hauptinhalt der Volkskunde, die, richtig gefaßt, wahrhaftig nichts anderes als die Erforschung der volkstümlichen Religion in allen ihren Äußerungen ist. Diese volkstümliche Religion ist zuweilen noch die wahre Religion eines „christlichen Bauern“, dessen Christentum oft auch noch heute nur in einem Mantel besteht. Diese volkstümliche Religion nenne ich vorgermanisch-germanisch, weil sie selbst ein Gemisch aus Anschauungen und Bräuchen vorgermanischer und germanischer Völker darstellt. Der Glaube, daß man nicht mit dem linken Fuß aus dem Bett steigen dürfe, ist vorgermanisch; er stammt aus jener sehr fernen Vorzeit, in der die Menschen zur Bevorzugung der rechten Körperhälfte übergegangen waren; „Schwein“ als Begriff des Glückes ist germanisch, es weist auf das wichtigste Haustier, das eigentliche Leittier der Germanen hin. Bekanntlich hat die Kirche allerhand unausrottbare Gebräuche der Volksreligion zu sich herangenommen und mit ihrem Geist erfüllt, wobei sie, bei ihren Segnungen z. B., dem kultischen Zauber das Wesen des echten Zaubers dadurch nahm, daß sie eine Gewähr für die Wirkung des von ihr ausgesprochenen Segens ablehnte; aber das Volk betrachtet eben das geweihte Brot, Salz, die Kräuterbüschel vom Mariasimmelfahrtstag vielfach mit vorchristlichen Augen. So hat Luther, als er viele Kultgebräuche der alten Kirche abschaffte, nicht nur Christlich-Jüdisches, sondern auch Vorgermanisch-Germanisches beseitigt, das altgriechische Weihwasser ebenso wie die urgermanische Wallfahrt zum geheiligten Gnadenort. Den Hexenglauben, die folgenschwerste Äußerung der vorgermanisch-germanischen Religion, zu beseitigen, lag weder in seiner Macht noch in seinem Willen; vor allem nicht in seiner Macht; denn es gibt fast nichts, was so tief in der Seele des Volkes verankert wäre als dieser Glaube, eben weil er viele tausend Jahre vor der Einführung des Christentums schon lebendig war. Zu meinem größten Erstaunen mußte ich finden, daß Albert Grünwedel in einem allzu einbildungsreichen Buch neben anderen Dingen auch den Hexenglauben auf die alten Etrusker zurückführt, von denen er erst durch Vermittlung der Kirche zu den Germanen gekommen sei, und diese Annahme ist in andere Bücher übergegangen. Hier liegt ein handgreiflicher Irrtum vor. Der Hexenglaube ist als Äußerung der vorgermanisch-germanischen Volksreligion leider mit allen seinen Nebenerscheinungen und Zusammenhängen durch eine Fülle von Tatsachen bezeugt, und wer, wie ich, als Sohn des Volkes in unmittelbaren Beziehungen zu ur-urältestem volksreligiösem Gut steht, der fühlt die letzten Zersäuerungen seiner Seele noch erzittern von diesem Erbe. Was Kirche! Was Hexenhammer! Meine Vorfahren haben sich, als sie noch der Cro-Magnon-Rasse und anderen steinzeitlichen Rassen angehörten, schon vor Hexen gefürchtet; sie haben es viel später gleichmütig hingenommen, daß die Kirche von bestimmter Zeit an sich der allgemeinen Mode der Hexenverfolgung angeschlossen, so wie es auf das Innere ihrer Seele nicht den geringsten Eindruck machte, daß die Kirche anfänglich den Hexenglauben bekämpfte. Und am Ende der langen Reihe schließlich ich —

ich habe in meiner Kindheit, unabhängig von meiner Umwelt, ganz persönlich, ganz auf eigene Faust vor einer Frau, die in unserer Nähe wohnte, mich als vor einer „Hexe“ gefürchtet. Später erkannte ich, daß ich auch damit ein urahnenhaftes („atavistisches“) Erbe in meiner eigenen Entwicklung sozusagen gewissenhaft durchlaufen hatte.

Ich will meinen Standpunkt in dieser lebenswichtigen Sache ohne Hehl offenbaren. Die niederen Religionen sind die Grundlagen der höheren; es wäre unmöglich, eine höhere Religion einem Volke zu predigen, das nicht in seiner Weise schon religiös wäre. Nun halte ich es an sich für möglich, ich halte es für denkbar, daß ein zu höherer Religion bekehrtes Volk alle Brücken hinter sich abbrechen, alles Frühere durchaus vergessen und völlig losgelöst von den Bräuchen des Aberglaubens, d. i. der volkstümlichen Religion, auf höherer Ebene, ohne Blick in aufgespaltene Abgründe, leben könnte. Die christliche Religion und insbesondere die katholische Kirche hat es aber nicht für nötig, nicht für angebracht gehalten, alles Frühere mit Stumpf und Stiel auszurotten. Ich für meinen Teil aber gehe über den Standpunkt der Kirche noch um ein Stückchen hinaus — ich steige noch etwas tiefer hinab ins urgraue Heidentum, ins germanische, ins vorgermanische, und glaube doch dabei ein Christ und ein neuzeitlicher Mensch zu sein. Wie mein Blutstrom aus der Urzeit herfließt, so wünsche ich, daß auch eine geistige Kette mich mit jenem Ahn verbindet, der vor 5000 Jahren irgendwo auf seinem dürftigen Hirsefeld die letzten Halme am Rand des Ackers stehen ließ, sei es, um dem Feld seine Fruchtbarkeit nicht ganz zu nehmen, oder als Opfer für einen Gott, dem er vielleicht noch keinen Namen gab, der erst viel später Wotan hieß. Wenn ich im Herbst durch meinen Garten gehe, so treibt mich, wie jeden Menschen, die Gier, auch die letzten blauen Früchte vom Baum zu schütteln, jene, die ganz oben hängen, halb eingeschrumpft, aller Süßigkeit voll; aber dann weht mich wie aus Schöpfungstiefen etwas Unnennbares mit leisem Fittich an, mein Schritt stockt — ich schaue empor, an den Früchten vorbei zu einem rätselvollen Stück Himmels, und lasse die Früchte hängen — eine Opfergabe.

Dies ist — mein Heidentum; nennt es so, wenn ihr wollt; ihr werdet mich sogleich auch einen Christen nennen müssen. Und wenn ich, um das zu veranschaulichen, ein in diesen Zusammenhängen ungewohntes Bild aus der Natur- und Erdgeschichte gebrauche, so wird niemand daran Anstoß nehmen, der in dem Werden und Wandel der hochherrlichen Natur die Gesetze des Unerforschlichen bewundert und verehrt. Der Baum meines Lebens senkt sich mit letzten Würzelchen in dunkle Tiefen hinab, zieht Nahrung noch aus den überdeckten Einkstoffen und dem Grundwasser der volkstümlichen Urreligion. Aber gepflanzt ist er nun einmal in die Erdschicht der höheren Religion des Christentums. Diese Schicht ist gewiß, vom Standpunkt der Heimat aus, von fernher gekommen, so wie Ströme und Winde nackten Felsgrund, dürftigen Sand, kalten Mergel mit fruchtbarem Löß überdecken. Diese Überdeckung war notwendig, war zeitbedingt, war unaufhaltbar. Aus dieser Schicht kommt mein Lebensbaum; und er ragt nicht in die frostige Luft der Eiszeitsteppe, nicht in den feuchtschweren Dampf der Hallstattwälder empor, sondern geküßt von der Sonne und gekost von dem Lufthauch der neuen Zeit lebt und gedeiht er. Was ich der dunklen Tiefe schulde, läßt mich ahnungsvoll erschauern; was ich der fruchtbaren Erde und dem Licht verdanke, preiß' ich als Glück.

(Fortsetzung folgt.)